

Georg Baudler

Gewalt in den Weltreligionen



Georg Baudler
Gewalt in den Weltreligionen

Georg Baudler

Gewalt in den Weltreligionen



Wissenschaftliche Buchgesellschaft

Einbandgestaltung: Peter Lohse, Büttelborn.

Einbandabbildung: Ausschnitt aus einer Buchmalerei des 13. Jahrhunderts:
Illustrationen zum Buch der Makkabäer (Der Kampf zwischen Juden und Römern,
dargestellt als Kampf zwischen Kreuzfahrern und Sarazenen)
aus der „Bible abregé en français“, Arsenal 5211, fol. 339.

© akg-images.

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2004 by Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-darmstadt.de

ISBN 3-534-15995-0

Inhalt

Vorwort	9
A. Der Ursprung: Gewalt als das Heilig-Göttliche	
Zur Einführung: Religion als Reaktion auf Symbolerfahrung	13
I. Mutter und Raubtier: Älteste Gottessymbole	16
Die Mutter-Kind-Beziehung	16
Der Raubtier-Gott	21
Die Nachahmung des Raubtiergottes	25
II. Vergöttlichung durch Aneignung des Raubtierstatus	28
Sich Göttliches einverleiben	28
Der Rausch des Tötens	30
Die Jagd nach dem Sündenbock	32
III. Gewaltrituale in der archaischen Religiosität	35
Der Sündenbockmechanismus als Ursprung des Opferrituals	35
Initiation als Verwandlung zum Raubtier	36
Opfern als Gewalthandlung	39
IV. Auswirkungen der archaischen Gewaltvergöttlichung auf gesellschaftliche Strukturen und Verhaltensweisen	43
Blutrache und Krieg	43
Egalitäre Gesellschaften	45
Versklavung	47
B. Geschichtliche Befreiungsimpulse	
Das Wirken der gewaltfreien Gottessymbolik	53
I. Der geistige Aufbruch in Indien und Persien: <i>Ahimsa</i> (Parsva, Jain, Buddha, Zarathustra)	55

Die Upanishaden und das vor-buddhistische Asketentum	55
Buddha und der „mittlere Weg“	58
Die Ethisierung der indo-iranischen Religion durch Zarathustra . . .	59
II. Der geistige Aufbruch in China: <i>Jen</i> (Konfuzius) und <i>Tao</i> (Laotse) .	63
Die ethische Durchdringung aller Lebensbereiche durch Konfuzius	63
Die mystische Durchdringung allen Seins und Lebens durch Laotse	65
III. Der geistige Aufbruch in Griechenland: Das höchste Eine und Gute	70
Die Kritik der griechischen Dramendichter an den	
gewaltverhafteten Göttern	70
Die Suche der griechischen Philosophen nach dem Göttlich-Guten	73
IV. Der geistige Aufbruch in Palästina: Von der <i>El</i> - zur <i>Abba</i> -Erfahrung	76
Die Ausgangssituation: <i>El</i> , der uralte Gott	77
Die Überwindung der <i>El</i> -Erfahrung durch die <i>Jahwe</i> -Erfahrung . .	80
Die Überwindung der Zwiesichtigkeit Jahwes in der Anrufung	
und Erfahrung Gottes als <i>Abba</i> durch Jesus	82
C. Die heutigen fünf großen Weltreligionen	
I. Die fernöstliche Tradition	89
1. Der Hinduismus	89
<i>Samsara</i> und <i>ahimsa</i> – Grundbegriffe der indischen	
Gewaltfreiheit	89
Götterwelt und Lebenspraxis	91
Gewalt und Gewaltüberwindung in der <i>Bhagavadgita</i>	94
Gewaltloser Kampf? Zu Mahatma Gandhi	100
2. Der Buddhismus	105
Gewaltlosigkeit und Gewalt im Theravada-Buddhismus	105
Gewalt und Gewaltüberwindung im sich ausbreitenden	
Buddhismus	111
Der Buddhismus in China und Japan	112
Der Buddhismus in Tibet	118
II. Die nahöstliche Tradition	121
1. Das Judentum	122
Gewaltverhaftete Texte in der Hebräischen Bibel	122

Gewaltüberwindende Texte der Hebräischen Bibel	125
Die Lieder vom gewaltlos leidenden Gottesknecht	129
Die Friedensbotschaft des Rabbi Jesus	132
Gewalt und Gewaltfreiheit: Die Vermittlung	138
2. Das Christentum	141
Die Passionsgeschichte als Ereignis radikaler Gewaltüberwindung	141
Der grundsätzliche Gewaltverzicht im frühen Christentum . . .	146
Das Christentum im Römerreich: Der neue Einbruch der Gewalt	149
Die Blutspur: Inquisition, Hexenverfolgung, Kreuzzüge, Gewalt-Mission	154
3. Der Islam	161
Der Islam als die „Religion Abrahams“ und die darin liegende Gewaltüberwindung	161
Unterdrückung der Frau, Blutrache, Opfertötung, „Heiliger Krieg“: Die Profanisierung archaischer Gewalt	165
Der gewaltige Gott: Das im islamischen Gottesverständnis enthaltene Gewaltpotenzial	171
Islamische Selbstmordattentäter: Rückfall in archaische Gewaltreligiosität	175
4. Der biblische Monotheismus – eine Quelle von Intoleranz und Gewalt?	181
Zur postmodernen Infragestellung des biblischen Monotheismus	181
Zur Gewalt im christlichen und islamischen Monotheismus . . .	192
 Schlussbetrachtung: Gewalt und Wahrheit	 199
 Anmerkungen	 207
 Bibliographie	 215
Quellen	215
Monographien, Aufsätze, Artikel	215
Benützte Nachschlagewerke	219

Vorwort

Was gegenwärtig die Weltlage bestimmt, ist der Terror und der (selbst teilweise mit Terrormitteln geführte) Krieg gegen den Terror. Dabei machen die Terroranschläge islamischer Fundamentalisten, die häufig mit dem Selbstmord der Attentäter verbunden sind, auf die untergründige Beziehung von Gewalt und Religion aufmerksam. Die vorliegende Arbeit möchte geschichtlich dieser Beziehung, die, Jahrtausende zurückliegend, in den Terrorakten der Gegenwart neu zum Vorschein kommt, nachgehen und die in der Menschheitsgeschichte auftauchenden Impulse aufzeigen, die der vorgeschichtlichen Verbindung von Religion und Gewalt entgegenwirken. Auf diesem Hintergrund sucht sie darzustellen, welche Rolle Gewalt und Gewaltüberwindung in den heute lebendigen fünf großen Weltreligionen *Hinduismus*, *Buddhismus*, *Judentum*, *Christentum* und *Islam* spielen. Eine Schlussbetrachtung reflektiert das Verhältnis zwischen Gewalt und Wahrheit in der Religion.

Ich danke meiner früheren Sekretärin Angelika Weingärtner sowie meinem Nachfolger an der RWTH Aachen, Prof. Dr. Guido Meyer, und vor allem seiner wissenschaftlichen Mitarbeiterin Eva Conrads für die große Unterstützung, durch welche nach meiner Emeritierung und nach einem schweren Unfall, der meine Arbeitsmöglichkeiten für längere Zeit stark beeinträchtigte, die Erstellung des Manuskripts dennoch ermöglicht wurde.

Georg Baudler

A. Der Ursprung: Gewalt als das Heilig-Göttliche

Der Terroranschlag islamistischer Fundamentalisten am 11. September 2001 auf das World Trade Center in New York brachte der Welt schlaglichtartig zu Bewusstsein, dass Religion und Gewalt eine gemeinsame Wurzel haben. Gewalt beinhaltet Schrecken und Tod, die einen religiösen Schauer erzeugen. Kriege sind deshalb stets im Namen Gottes geführt worden. Wie hängen Religion und Gewalt vom Ursprung her zusammen, welche Kräfte und Strömungen suchen in der Geschichte diese beiden Elemente zu trennen und wie stehen diese Elemente in den heutigen fünf großen Weltreligionen zueinander in Beziehung? Um diese Fragen geht es in der vorliegenden Studie.

Zur Einführung: Religion als Reaktion auf Symbolerfahrung

Die abendländische Anthropologie sieht den Menschen als geschichtliches Wesen. Der Mensch ist das, was er im Laufe seiner Geschichte geworden ist. Dies gilt jedoch nicht nur für das einzelne Individuum und seine Lebensgeschichte, sondern auch für die Menschheit im ganzen, in die das einzelne Individuum eingebettet ist. Das heute lebende Individuum fußt auf einer etwa zwei Millionen Jahre alten Menschheitsgeschichte, innerhalb deren sich seine Lebensgeschichte abspielt. Dabei gilt der Grundsatz: Alles Erste ist prägend, sowohl das erste Lebensjahr der Individualgeschichte als auch die ersten Jahrhunderttausende der Menschheitsgeschichte. Wir können in unserem Nachdenken über Charakter und Wesen des Menschen diese Jahrhunderttausende nicht bloß als „Vorgeschichte“ abtun und den Menschen, wie er heute vor uns erscheint, unabhängig davon zu beschreiben suchen. Was ist, verstehen wir nur wirklich, wenn wir wenigstens ahnen, wie es geworden ist. Freilich liegen diese Jahrhunderttausende im Dunkeln. Die wenigen archäologischen Funde aus frühester Zeit erlauben es der Wissenschaft nicht, wissenschaftlich exakt aus ihnen zu erschließen, wie diese frühen menschlichen Lebewesen fühlten und dachten. Allenfalls kann eine gewisse Analogie zum Fühlen und Denken, wie wir es heute bei Kindern wahrnehmen, ein Licht in das Dunkel der Vorgeschichte werfen.

Gewiss gibt es keine Parallelität zwischen den Entwicklungslinien des einzelnen Individuums (also der Ontogenese) und denen der Menschheit (der Phylogenese). Aber einiges am kindlichen Verhalten kann doch wohl auch auf die Kindheit der Menschheit zurückprojiziert werden. Dazu gehört wesentlich die Beobachtung, dass Kinder sehr gut damit umgehen können, wenn in Märchen und Mythen erzählt wird, dass Tiere, Pflanzen, ja sogar Steine zu den Menschen reden, sie ansprechen können. Es gibt für kleinere Kinder eigentlich nichts, was nur dinghaften Charakter besitzt und nur unter Nützlichkeitsgesichtspunkten betrachtet wird. Alles Vorhandene und alles Tun und Lassen hat über seine bloße Daseins- oder Nützlichkeitsfunktion hinaus noch einen immateriellen Wert und die Fähigkeit eines menschlichen Zuspruchs und Anspruchs.

Man kann diesen Sachverhalt nicht psychologistisch als bei Kindern und Primitiven sich findenden „Animismus“ abtun, als Glauben an ein All-Beseeltsein, so, als ob diese frühen und kindlichen Menschen dabei nur ihr innerseelisches Empfinden in die Außenwelt projizieren würden. Der Vater der Lehre von den seelischen Archetypen, C. G. Jung, sagt selbst, dass in dieser Sachlage das Wort „Projektion“ eigentlich schlecht passe, „denn es ist nichts aus der Seele hinausgeworfen worden, sondern vielmehr ist die Psyche durch eine Reihe von Introjektionsakten zu der Komplexität geworden, als die wir sie heute kennen“.¹ Gottheiten und Götter, wie sie im innerpsychischen Erleben als Archetypen auftauchen, wurden nur dadurch zu psychischen Faktoren, dass der Mensch die ursprüngliche und kindliche Fähigkeit verlor, an den Dingen und Vorgängen eine Dimension wahrzunehmen, die das bloße Vorhandensein und die bloße Funktion übersteigt. Verloren ging die Fähigkeit, die Wirklichkeit in ihrer symbolischen, Zweck und bloßes Vorhandensein übersteigenden Dimension wahrzunehmen. Erst dadurch entstand das kollektive Unbewusste, das C. G. Jung in das Zentrum seiner Arbeiten stellt: „Es bedurfte schon einer beispiellosen Verarmung an Symbolik, um die Götter als psychische Faktoren, nämlich als Archetypen des Unbewussten, wieder zu entdecken.“² Erst „seit die Sterne vom Himmel gefallen und unsere höchsten Symbole verblasst sind, herrscht geheimes Leben im Unbewussten. Deshalb haben wir heutzutage eine Psychologie und deshalb reden wir vom Unbewussten. All dies wäre und ist auch in der Tat ganz überflüssig in einer Zeit und in einer Kulturform, welche Symbole hat.“³

Nicht die Kinder und nicht der Urmensch, die noch wie selbstverständlich mit dem Leben und der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit der Dinge und Vorgänge in der Welt umgehen, sind „primitiv“, sondern primitiv, d. h. in ihrer Wahrnehmungsfähigkeit geschädigt, sind *wir*, die wir die Fähigkeit, die uns begehende Welt in ihrem symbolischen Ausdruck wahrzunehmen, weitgehend verloren haben.

Was zum Verlust dieser Fähigkeit geführt hat, kann hier nicht im Einzelnen erörtert werden. Es ist leicht einzusehen, dass dieser Verlust einerseits die exakt beschreibende Naturwissenschaft und die daraus folgende Technik gefördert und ermöglicht hat, damit andererseits aber auch Natur und Welt dem direkten Zugriff des Menschen, seiner zerstörerischen Ausbeutung, ausgesetzt hat.

Religionsgeschichtlich steht dabei die These eines Übergangs vom Polytheismus zum biblisch-prophetischen und philosophischen Monotheismus im Hintergrund. Die vorgefundenen Phänomene weisen darauf hin, dass am Ursprung der menschlichen Religiosität ein gleichsam uferloser Polytheis-

mus stand, wobei sich auch der biblische Gottesglaube erst langsam und allmählich auf dem Weg über die *Monolatrie*, d. h. die Anbetung nur *eines* Gottes unter mehreren als gegeben angesehenen Gottheiten zu dem strengen philosophischen Monotheismus des Judentums, Christentums und Islam hin entwickelt hat.

Alles, was dem Menschen in seiner Welt begegnet, „alles was der Mensch tut, erlebt oder liebt“, kann zu einer *Hierophanie*, einer Erscheinung des Göttlichen und des Heiligen, werden, sagt der Religionswissenschaftler Mircea Eliade.⁴ Dem entspricht, dass in der sehr alten japanischen Religion des Shintoismus achtzig „Myriaden“ sogenannte *kami*-Gottheiten verehrt werden. Allerdings zeigt sich auch in dieser Religion die überall zu beobachtende Tendenz, diese uferlosen Hierophanien zu strukturieren und eine Art Hierarchie zu bilden. So ist im Shintoismus vor allem die vom Kaiser, vom *Tenno*, ausstrahlende *kami*-Gottheit zuerst als Ahnengottheit und später als die Sonnengottheit *Amaterasu* den anderen Gottheiten übergeordnet worden. Allerdings ist dies weit entfernt von der Verehrung nur *eines* Gottes; auch die übrigen Wirklichkeiten behielten ihre numinose Qualität. Die Ausbildung dieser Hierarchie ist vielmehr Ausdruck der Erfahrung, welche ungeheure Macht der Kaiser auf das Leben der japanischen Menschen ausüben konnte.

Es ist anzunehmen, dass auch am Ursprung des Menschseins ähnliche Verhältnisse herrschten. Zwar ist alles beseelt und spricht lebendig zum Menschen, doch einige dieser begegnenden Wirklichkeiten sind dem Menschen näher und prägen stärker sein Leben, sein Denken und Fühlen als andere Wirklichkeiten. Der immaterielle Wert, die symbolische Botschaft dieser besonders wichtigen Wirklichkeiten ist deshalb auch in besonderer Stärke und Ausdruckskraft wahrgenommen worden. In der Evolution bildeten die Mutter und das Raubtier solche Wirklichkeiten. Möglicherweise liegt hier der Ursprung für die enge, aber nicht unaufhebbare Verbindung von Religion und Gewalt.

I. Mutter und Raubtier: Älteste Gottessymbole

Die Mutter-Kind-Beziehung

Der älteste Anspruch der Wirklichkeit, der auch zur Entstehung des spezifisch menschlichen Denkens und Fühlens geführt hat, entstammt sehr wahrscheinlich der Mutter-Kind-Beziehung. Das Kind war für die Mutter und die Mutter war für das Kind die wichtigste, sie emotional am stärksten ansprechende Wirklichkeit. In der von Raubtieren bevölkerten Savanne ein noch völlig hilfloses Kind zu gebären, zu ernähren und großzuziehen, war eine Aufgabe, deren Mühe und Schwierigkeit für uns heutige Menschen kaum mehr vorstellbar sind, insbesondere wenn man bedenkt, dass das menschenartige Wesen weder mit Hörnern oder Reißzähnen ausgestattet, noch zu einer so schnellen Flucht fähig war wie eine Antilope oder ein Zebra. Die amerikanische Paläoanthropologin Nancy Makepeace Tanner, die viele Jahre lang selbst Feldforschungen durchführte, hat detailliert die Lebensumstände dieser frühen Hominiden erforscht und die Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung für die Entstehung des Menschen beschrieben.⁵ Es ist kennzeichnend für die Gewaltverhaftetheit und die Gewaltfaszination unserer Gesellschaft, dass die Interpretation der Vormensch-Funde in Südafrika, wie sie Raymond Dart⁶ gegeben hat – der Vormensch als brutal-gewaltiger „Killeraffe“ –, eine breite Resonanz in den Medien gefunden hat und noch heute das Bewusstsein vieler Menschen prägt. Das Menschsein hat sich nach dieser Vorstellung einbahnig durch eine immer stärkere Verfeinerung der Jagdwerkzeuge und Jagdmethoden ergeben. Wenig später wurde indes klar, dass Dart die Knochenfunde falsch interpretiert hatte. Das häufige Zusammenreffen von Hominiden- und Raubtierknochen weist nicht darauf hin, dass diese frühen Hominiden schon Raubtiere gejagt haben, sondern umgekehrt darauf, dass sie Beute der Raubtiere geworden sind. Der *Australopithecus*, aus dem heraus sich der Mensch entwickelt hat, war kein gewaltiger Jäger, sondern ein Sammler und Aasesser, der für Raubtiere leicht erjagbar war. Diese Sammeltätigkeit, zu der auch das Aufsuchen von Fleischüberresten an den Fressplätzen der Raubtiere gehörte, war vor allem die Aufgabe der Frau, die nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Kinder Nahrung herbeischaffen musste. Doch als Adrienne L. Zihlmann und Makepeace Tanner dem

falschen Bild vom *Man the Hunter* das richtige Bild von der Frau als Sammlerin – *Woman the Gatherer* – gegenüberstellten, wurde dies nur von feministischen Kreisen hauptsächlich in Amerika beachtet. Dass man in allen bisherigen Evolutionstheorien den Anteil der Frau vergessen hatte, führte zu keinen Schlagzeilen in der Presse.

Dabei ist genau hier das Terrain, wo jener *Rubikon* verläuft, jener Grenzfluss, an dem sich das Leben zum Menschsein hin öffnet.⁷ Gewiss kann *alles*, was dem Menschen in seiner Welt begegnet, für ihn eine symbolische, Sterblichkeit und Tod transzendierende Bedeutung bekommen. Aber es ist naheliegend, dass für das Kind die Mutter und für die Mutter das Kind stärker noch als Steine, Bäume, Tiere und Wolken eine symbolische, das bloß Gegenständliche transzendierende Bedeutung ausstrahlen. Durch den aufrechten Gang des *Australopithecus* und die wachsende Gehirngröße bedingt, ist nicht nur das Menschenkind, sondern auch schon das Hominidenkind eine „biologische Frühgeburt“⁸. Die Zuwendung und Fürsorge der Mutter blieb auch noch nach der Geburt eine Art geistig-symbolischer „Uterus“, ohne den das Kind nicht leben konnte; und umgekehrt lenkt das kleine, hilflose Wesen, das die Mutter gebar, alle Kräfte und alle Aufmerksamkeit der Mutter auf sich und motiviert sie zu ihrem mütterlichen Handeln.

Von Anfang an ist dieses Handeln ein Kampf gegen den stets drohenden Tod und umgekehrt befreit die Fürsorge der Mutter das Kind von seiner kreatürlichen Einsamkeits- und Todesangst. Dieses Angehen gegen den Tod, das spätestens beim Neandertaler auch zu einem ausgebildeten Bestattungskult führt, überschreitet das instinkthafte, rein biologisch bedingte Verhalten in dem Augenblick und in dem Maße, als infolge der zunehmenden Intelligenz dem Hominiden die eigene Sterblichkeit, der Tod, als allenfalls aufschiebbarer, aber nicht überwindbare Grenze aufgeht. Die Drohung des Todes – hauptsächlich durch das Gefressenwerden von einem Raubtier – ist für diese hoch entwickelten Lebewesen stets gegenwärtig. Deshalb hört für die Mutter ihre Sorge und Fürsorge für das Kind nicht mit dessen Erwachsenwerden auf. Die Aufmerksamkeit bleibt weiter auf es gerichtet; und umgekehrt spürt auch noch der erwachsene Hominide den Drang, sich bei Gefahr in die Fürsorge der Mutter zu flüchten. Auf diese Weise bewirkt die Wahrnehmung des Todes als bleibender Gefahr, dass Mutter und Kind lebenslang verbunden bleiben und sich lebenslang gegenseitig erkennen; ähnliches ist auch schon bei Schimpansen beobachtbar.

Auf diese Weise entsteht ein sich aufschaukelnder Regelkreis: Die bleibende Verbundenheit lässt den Tod der Mutter oder den Tod des Kindes immer als etwas erfahren, das in gewisser Weise den beobachtenden Hominiden sel-

ber trifft. Es ist nicht nur *irgendein* Lebewesen derselben Art und derselben Horde, das stirbt, sondern die Mutter bzw. das Kind als immer noch bleibender Teil der eigenen Existenz. Die Regelmäßigkeit, in der dieses Sterben erfahren wird, lässt die Absolutheit des Todes und damit die Sterblichkeit des eigenen Wesens aufdämmern. Auf diese Weise entsteht das nicht mehr zu verdrängende Bewusstsein, dass sowohl die Mutter wie auch das von der Mutter umsorgte Kind notwendig einmal sterben werden. Wenn trotz dieses Todesbewusstseins die Mutter unter Aufbietung aller ihrer Kräfte für das Kind sorgt und das Kind sich zur Mutter als dem Ort einer scheinbar absoluten Sicherheit flüchtet, dann bringt dieses Handeln eine neue Stufe des Bewusstseins zum Ausdruck, ein Bewusstsein, das den Tod als absolutes Ende negiert.

Dieses Bewusstsein, das vielleicht erst in Jahrmillionen in einen ausgeprägten Bestattungskult mündete, ist wahrscheinlich die früheste Form dessen, was Ulrich Lüke als „Transzendenzbewusstsein“ bezeichnet, in dem sich das Leben zum Menschsein hin öffnet.⁹ Versuche mit höheren Primaten, vor allem Schimpansen, zeigen, dass diese Lebewesen durchaus auch schon ein Ich-Bewusstsein besitzen. Sie können sich im Spiegel und auf dem Bildschirm selbst erkennen, ja sogar Abbildungen einzelner Körperteile ohne den übrigen Körper als zu ihnen gehörig identifizieren.¹⁰ Auch Werkzeuggebrauch und rudimentäre Werkzeugherstellung können schon bei Schimpansen beobachtet werden. Wenn Jane Goodall, die zwanzig Jahre lang in einem Reservat in Tansania das Leben wilder Schimpansen beobachtete, berichtet, dass auch hier die Mutter und ihre Kinder sich lebenslang erkennen und miteinander verbunden bleiben, und bei Schimpansenkindern hospitalismusähnliche Erscheinungen auftreten, wenn sie ihre Mutter verloren haben, dann scheint auch hier schon ein durch die Mutter-Kind-Beziehung gestiftetes Transzendenzbewusstsein aufzudämmern. Dies gilt besonders hinsichtlich ihrer Beobachtung, dass Schimpansenmütter ihr Kind, wenn es gestorben ist, oft noch tagelang mit sich herumtragen und Pflegehandlungen an ihm ausführen.¹¹ Dieses auf einen späteren Bestattungsritus vorausweisende Verhalten – Pflege über den Tod hinaus – so zu interpretieren, als würden dabei nur „Gewohnheitsaktivitäten der Mutter langsam abklingen“¹², ist unlogisch, weil dann bei weniger intelligenten Säugetieren dieses Verhalten auch oder sogar noch stärker zu beobachten sein müsste. Die höheren Primaten befinden sich vielmehr in einer Art Tier-Mensch-Übergangsfeld, das bei einer offenen, vom Menschen unbeeinflussten Evolution möglicherweise zu einer neuen Form von Menschwerdung führen könnte.¹³ Transzendenzbewusstsein, dieser *Rubikon* zum Menschsein, ist ein das Lebewesen umgrei-

fendes und es in das Leben einbettende Todesbewusstsein. Die Mutter-Kind-Beziehung ist der Ort, wo dieses Bewusstsein aufwachen und sich festigen kann.

Die in allen frühen Religionen und Kulturen anzutreffenden *Muttergottheiten* und deren Mythen haben ihren Ursprung im transzendenten Anspruch der Mutter-Kind-Beziehung. Die Mutter ist für das Kind in den frühen Phasen unabweisbar ein Gottessymbol. Das Kind erfährt sich in allen seinen Lebensbezügen – Essen, Trinken, Schlafen, Sauberkeit, körperliches Wohlbefinden – an die Mutter verwiesen und von ihr abhängig. Wenn die Mutter oder der die Mutterfunktion übernehmende Vater als nicht unmittelbar anwesend erfahren werden, erwacht im Kind eine Angst vor der Einsamkeit und dem Alleinsein, die unbewusst eine Todesangst darstellt. Mutter und Vater sind für das Kind die Garanten des Lebens, des Heils und der Sicherheit. Wenn Kinder im Alter des Spracherwerbs abends im verdunkelten Raum einschlafen, wünschen sie Mutter oder Vater in zugewandter Nähe. Oft sprechen sie in dieser Situation litaneiartig den Mama-Namen aus (oder auch Mama-Papa), wahrscheinlich um sich mit dem Namen auch die Person zu vergegenwärtigen und in dieser Gegenwart die Angst vor dem Alleinsein zu überwinden. Solche Mama-Papa-Litaneien bilden die ersten Gebete eines Menschen. Denn die konkrete Mutter und der konkrete Vater können das Leben nicht garantieren. Sie werden vom Kind als *Symbole* eines absoluten Lebensschutzes angesprochen, d. h. als mütterliches Gottessymbol.

In Mutter und Vater lebt gegenüber dem kleinen Kind auch selbst ein starker unbewusster Drang, diese religiöse Symbolfunktion auszuüben. Der Religionssoziologe P. L. Berger sieht im Verhalten der ihr Kind tröstenden Mutter eine „Spur der Transzendenz“.¹⁴ Wenn die Mutter in dem bekannten Beispiel Bergers ihr ängstlich weinendes Kind in den Arm nimmt und schon allein durch diese Geste sagt: „Hab’ keine Angst, alles ist gut“, dann übt sie damit die „zeitlose Gebärde der *Magna Mater*“¹⁵ aus, wobei es gleichgültig ist, ob sie sich selbst als gläubige Christin oder als Atheistin und Agnostizistin versteht. Mit Recht fragt Berger angesichts dieser Geste: „*Belügt die Mutter das Kind?*“¹⁶ Die konkrete Frau weiß ja, dass sie trotz stärkster Bemühung das Kind weder vor Krankheit und Unglück noch vor Alter und Tod schützen kann. Indem sie wie selbstverständlich die Geste vollzieht – es *nicht* zu tun wäre unmenschlich –, fungiert sie dem Kind gegenüber bewusst oder unbewusst, gewollt oder ungewollt eben als *Magna Mater*, als eine Leiden und Tod überwindende Muttergottheit, gleichgültig ob sie an die Wirklichkeit einer solchen „Macht“ glaubt oder nicht.

Natürlich ist dies kein „Gottesbeweis“. Naturwissenschaftlich könnte man

das Phänomen wahrscheinlich als einen überstarken Mutterinstinkt erklären, als ein Überschießen der in der Evolution der Lebewesen wirkenden Kraft, die zur Fortpflanzung der eigenen Gene drängt. Diese Kraft wäre dann eben stärker als das Wissen um die eigene Endlichkeit und die Sterblichkeit des Lebewesens Mensch. Die biologische Kraft, die zur Lebenserhaltung und Lebensfortpflanzung drängt, würde dieses dunkle Wissen gleichsam überblenden und das geschilderte Verhalten auslösen. Die Leben spendende und Leben erhaltende Muttergottheit, wie sie durch Funde schon aus der Vorgeschichte der Menschheit belegt ist, wäre dann die nachträgliche Ideologisierung des biologisch bedingten in sich widersprüchlichen Handelns.

Gewiss legt sich dem Naturwissenschaftler eine solche Erklärung nahe. Doch auch sie hebt den aufgedeckten Widerspruch nicht wirklich auf. Denn auch die biologische Erklärung arbeitet mit einem Lebenstrieb, der sich durch die Tatsache der Sterblichkeit und des Todes nicht eindämmen lässt, sondern über beides hinausgreift. Die Frage, die über eine agnostisch-atheistische oder eine religiös-gläubige Lebenshaltung entscheidet, ist, ob ich bereit und fähig bin, eine symbolische Dimension in den Vorgängen und Dingen der Wirklichkeit wahrzunehmen und mit ihr umzugehen, oder ob mir diese Bereitschaft und Fähigkeit fehlt. Die Muttergottheit ist ja nichts anderes als das, was im todumgreifenden Symbol des Lebens zum Ausdruck kommt.

Tiefenpsychologisch geschulten Lesern mag der hier entwickelte Begriff der Muttergottheit zu einseitig positiv erscheinen. Denn tiefenpsychologisch gehört zum sogenannten „Archetypus“ der Mutter auch der verschlingende Aspekt, wie er in den Hexen der Märchen sowie in Göttinnen wie *Kali*, *Gorgo* oder *Anat* zum Ausdruck kommt. Doch in der tiefenpsychologischen Anthropologie wird die geschichtliche Entwicklung des Menschseins einge ebnet. Ein nur etwa drei- bis fünftausend Jahre zurückreichender Querschnitt durch die Menschheitsgeschichte liefert die Bausteine und Versatzstücke zu einer statischen Anthropologie, die für alle Völker aller Zeiten festgeschrieben wird. Doch was sind drei- bis fünftausend Jahre menschlicher Geschichte gegenüber den Jahrmillionen, in denen sich das Menschenwesen entwickelt hat? Unter den vielen gefundenen Frauenstatuetten der Jüngerer Altsteinzeit, räumlich verteilt von Nordsibirien über den Mittelmeerraum bis Südfrankreich und Nordspanien und zeitlich aus vielen Jahrtausenden stammend, findet sich keine *Gorgo* und keine *Kali*.¹⁷ Offenbar ist der negative Aspekt des Mütterlichen nicht ein weiblicher „Elementarcharakter“, wie dies E. Neumann in der Nachfolge C. G. Jungs konstruiert.¹⁸ Solche Gestaltungen sind vielmehr der symbolische Ausdruck jener geschichtlichen

Erfahrungen, wie sie während einiger Jahrtausende besonders in matriarchal geprägten Gesellschaften durch eine Muttergottheit, die grausame Menschenopfer fordert, gemacht wurden.¹⁹

Jedenfalls aber war vom Ursprung her die Mutter-Kind-Beziehung der Königsweg zur Entwicklung eines Transzendenzbewusstseins.

Der Raubtier-Gott

In der griechischen Sage verschlingt der Himmels Gott *Kronos* seine eigenen Kinder; erst durch *Zeus*, den jüngsten Sohn der Mutter *Rhea*, den diese vor dem Rachen des Unholds rettet, wird – im Zusammenspiel von Mutter und Kind – der raubtierhafte Gott besiegt. In der biblischen Urgeschichte wird Feindschaft zwischen der Drachenschlange und der Frau mit ihrem Nachwuchs gesetzt (Gen 3,15); und in der letzten und möglicherweise spätesten Schrift der biblischen Tradition steht die Drachenschlange „vor der Frau, die gebären sollte; sie wollte das Kind verschlingen, sobald es geboren war“ (Offb 12,4b).

Welche Rolle spielt das Raubtier in der Entstehung des menschlichen Transzendenzbewusstseins? Der Hominide, der aufrecht gehend den Urwald verließ und in der afrikanischen Savanne seinen Lebensunterhalt suchte, war eine bevorzugte Beute der dort lebenden Raubtiere. Er verfügte nicht über Abwehrwaffen, noch war er zu einer schnellen und rettenden Flucht fähig. Die einzige Möglichkeit, das Raubtier abzuwehren, bestand darin, dass sich die Hominidenhorde eng zusammenschloss, so dass sie dem Raubtier als großer Gesamtkörper erschien, den es nicht anzugreifen wagte; auch ausgewachsene Elefanten werden im Allgemeinen nicht von Raubtieren angegriffen. Dauerte die Belagerung aber zu lange, wurde die Nervenanspannung zu groß und die Horde stob auseinander. Das schwächste Glied der Gruppe, ein älterer Hominide oder ein Kind, das nicht von seiner Mutter mitgetragen wurde, wurde dann ein Opfer des Raubtiers, das den anderen die Flucht ermöglichte. Die Analyse der Knochenfunde aus dieser frühen Zeit und der Region lassen solche Vorgänge erahnen.²⁰

Das Raubtier war der Todbringer für den werdenden Menschen. Hinzu kommt jedoch, dass der Hominide als Sammler *und* Aasesser lebte. Eine proteinhaltige Nahrung war für ihn überlebensnotwendig, weil nur durch sie die relativ rasche Gehirnentwicklung, jene Steigerung seiner Gehirnkapazität, die zum Menschen hinführte und die ihm Überlebensvorteile gegenüber den anderen Lebewesen gewährte, möglich war. Wie begehrt die Aas-

nahrung war, lässt sich an den Knochen rekonstruieren, von denen die Hominiden mit ihren scharfkantigen Steinschabern die vom Raubtier übrig gelassenen Reste abschabten; mit größeren Steinen schlugen sie auch die Röhrenknochen auf, um das darin befindliche Knochenmark ebenfalls noch als Nahrung zu gewinnen.

Diese wertvolle und kostbare Nahrung aber wurde dem Hominiden durch das Raubtier bereitet. Deshalb konnte der Hominide das Raubtier nicht bloß als seinen großen Feind und Gegenspieler betrachten und meiden. Es zog ihn vielmehr zu Plätzen, wo Raubtiere zu jagen pflegten und noch warme Kadaver hinterließen. Diese neben Hyänen und anderen Aasessern mit seinen feinen Steinwerkzeugen auszuschlachten, war die Nische der Natur, die ihm das Überleben im Daseinskampf der Lebewesen ermöglichte.

So war das Raubtier für den frühen Menschen gleichzeitig Todbringer und Lebensspender. Der Hominide stand zu ihm in einer äußerst engen Beziehung. Er bewunderte die Kraft und Geschmeidigkeit, mit der es seine – auch von ihm so begehrte – Beute jagte, und beobachtete in einer Art Ehrfurcht, dass es, das Raubtier, am Ende der Nahrungskette stand und selbst nicht noch einmal von einem größeren und stärkeren Lebewesen zur Beute gemacht wurde. Infolge der nahtlosen Eingebundenheit in den Naturkreislauf bedeutete „Sterben“ für den Hominiden: zur Beute gemacht und gefressen werden. Ein Lebewesen, das ganz offensichtlich von diesem Schicksal ausgenommen war, musste ihm in seiner Vorstellungswelt als „unsterblich“ erscheinen. Ähnliches galt deshalb auch von riesigen und starken Pflanzenfressern wie Mammut, Nashorn und Bison, die aufgrund ihrer Größe und Stärke nur ganz selten von Raubtieren angegriffen wurden. Gerade diese Tiere jedoch wurden, wie viele Motive auf altsteinzeitlichen Höhlenmalereien zeigen, später vom Superraubtier Mensch – in einer Art opferkultischer Jagd – angegriffen und getötet.

Indem der Hominide den Unterschied zwischen dem eigenen Schicksal, dem Verschlungenwerden durch das Raubtier, und der Erhabenheit des Raubtiers über dieses Geschick feststellte, eröffnete sich ihm auch hier ein Weg zum Transzendenzbewusstsein. Die Möglichkeit eines ewigen Lebens leuchtete vor ihm auf, verbunden mit dem Bild ungeheurer Stärke und Kraft, die ihm, dem Hominiden selber, zum Schicksal wurde.

Von dieser Erfahrung her wurde auch das Raubtier zum Gottessymbol. Tatsächlich spielen Löwe und Panther, Bär, Leopard und Jaguar, auch Hai, Adler und Geier, weltweit verbreitet in archaischen Religionen und Mythen die Rolle von Gottheiten. Der älteste Fund dieser Art ist vielleicht das soge-